

Christoph  
Hein



Horns  
ROMAN  
Ende

SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5394

Thomas war damals noch fast ein Kind, aber an die Ereignisse im verschlafenen Bad Guldenberg, während der heißen Tage im Sommer 1957, erinnert er sich genau: als sein Vater, der Apotheker, ihn bestrafte, weil er sich mit den falschen Leuten herumgetrieben hatte, und an seine erste, schüchterne Liebe. Aber auch andere erinnern sich: Bürgermeister Kruschkatz, Dr. Spodeck, der alteingesessene Arzt, und die sanfte Krämersfrau Gertrude Fischlinger. Und da ist auch Marlene, die nur durch den Opfertod ihrer Mutter den faschistischen Terror überlebt hat.

Christoph Hein wurde am 8. April 1944 in Heinzendorf/Schlesien geboren. Nach Kriegsende zog die Familie nach Bad Dübén bei Leipzig, wo Hein aufwuchs. Ab 1967 studierte er an der Universität Leipzig Philosophie und Logik und schloss sein Studium 1971 an der Humboldt-Universität zu Berlin ab. Von 1974 bis 1979 arbeitete Hein als Hausautor an der Volksbühne Berlin. Der Durchbruch gelang ihm 1982/83 mit seiner Novelle *Der fremde Freund/Drachenblut*.

Hein wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u. a. mit dem Uwe-Johnson-Preis und dem Stefan-Heym-Preis. Seine Romane sind *Spiegel*-Bestseller.

In der Jubiläums-Edition sind außerdem erschienen: *Der fremde Freund/Drachenblut* (st 5391), *Von allem Anfang an* (st 5395), *Landnahme* (st 5392), *Glückskind mit Vater* (st 5393) und *Guldenberg* (st 5396)

**Christoph Hein**

**Horns Ende**

Roman

Suhrkamp



Erste Auflage 2024  
suhrkamp taschenbuch 5394  
© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2003  
Erstveröffentlichung 1985,  
Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar  
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks  
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Pauline Altmann, Berlin  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47394-8

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

# Horns Ende



# 1. Kapitel



*Erinnere dich.*

*Ich versuche es.*

*Du mußt dich erinnern.*

*Es ist lange her. Jahre sind vergangen.*

*Du kannst es nicht vergessen haben. Es war gestern.*

*Ich war so jung.*

*Du hast es gesehen. Alles hast du gesehen.*

*Ich war ein Kind.*

*Es war gestern.*

*Nein, es sind Jahre vergangen. Sehen Sie mich an, ich habe  
graue Haare.*

*Sieh mich an. Nur ein Tag ist vergangen. Du mußt dich er-  
innern.*

*Sie haben in der Burg gearbeitet...*

*Jaja, in der Burg. Und weiter?*

*Mein Vater verbot mir, auf die Burg zu gehen. Damals, als  
es vorbei war.*

*Weiter! Erinnere dich!*

## Dr. Spodeck

In jenem Jahr waren die Zigeuner spät gekommen. Ostern war vergangen und der April, und alle hofften schon, sie hätten sich eine andere Stadt ausgesucht. Aber Ende Mai, an einem Donnerstag, standen ihre Wohnwagen wieder auf der Bleicherwiese, mitten in der Stadt. Und auf der Leine, die zwischen den Linden gezogen war, flatterten die langen, schmuddligen Wäschestücke der Zigeuner.

Am Nachmittag erschien der Bürgermeister bei ihnen. Er kam mit Bachofen, seinem Stellvertreter, und einer Sekretärin. Um diese Zeit standen bereits die Schulkinder bei den Zigeunern. Zwei Stunden früher, und der Bürgermeister hätte seinen lächerlichen Auftritt in aller Stille hinter sich bringen können. Aber er war so verblödet, daß ihn diese armseligen Zigeunerweiber vor den Augen der Kinder wie ein nasses Handtuch auswringen und vom Platz schicken konnten. Ich hätte erwartet, daß der alte Zigeuner ihn mit der Hundepeitsche davonjagt. Jedenfalls hätte ich das an seiner Stelle getan. Aber der Alte ließ sich offenbar nicht einmal blicken. Er überließ die Stadtvertretung seinen Weibern, und nicht mit der Nasenspitze kümmerte er sich um den Dreck und Lärm vor seinem Wagen. Instinktiv tat er damit das Richtige. Schließlich suchte man einen Vorwand, um ihn und die ganze Gesellschaft aus der Stadt zu treiben. So blieb es bei etwas Geschrei, dem Lachen der Schulkinder und dem roten, verschwitzten Kalbskopf unseres Bürgermeisters.

Ich hatte ihm ein Jahr zuvor eine Apoplexie vorausgesagt. Er war danach nie mehr in meine Sprechstunde gekommen. Vermutlich ging er zu Ditzen in die Siedlung. Oder er hatte einen Arzt in Wildenberg, den er aufsuchte,

wenn er beim Kreis erscheinen mußte. Doch damals hoffte ich, wenn es soweit ist, wenn er sabbernd auf dem Kopfkissen liegt, werden sie mich holen lassen. Ich hoffte, seine Augen werden dann ruhelos mich um Vergebung und Hilfe bitten, und ich werde so glücklich sein, ihm nicht mehr helfen zu können. Ich würde alles tun, was in meiner Macht steht, ihm das Leben zu erhalten. Unermüdlich wollte ich besorgt sein, daß das dürftige Flämmchen seines hilflosen Dahinvegetierens nicht zu früh erlischt und seine endgültigen Leiden vor der Zeit enden. Und ich hätte das vor meinem Gott zu verantworten gewußt, wie ich es dem Priester gebeichtet hätte, der keine Möglichkeit haben sollte, meiner sich endlich befriedigenden Verbitterung die Absolution zu verweigern. Und dabei wußte ich, daß ich keine Zufriedenheit spüren würde und die Kränkungen mich weiter anfüllen, bis sie mich, am Tage meines Todes, oder früher oder später, zerreißen. Denn nicht dieses aufgeblähte, erbärmliche Kalbsgesicht Kruschkatz drückt mir die Seele zu einem Häufchen Hundescheiße zusammen. Es ist diese Stadt, an der ich sterbe. Ich habe sie verabscheut, seit ich hier lebe, seit ich auf der Welt bin. Und ich hasse sie, seitdem mein Vater mir hier eine Praxis kaufte und mir sagte, daß er mich nur für diese Stadt hat ausbilden lassen. Daß er all das viele Geld nur darum für mich ausgab, damit ich dieser Stadt vergelte, was er zeit seines Lebens an ihr gesündigt hat.

Wenn ich heute noch immer hier wohne, obgleich mein Vater lange tot ist und ich die Widerlichkeiten und das klebrige Elend der Armut weit hinter mir gelassen habe und auf und davon gehen könnte, wohin immer ich wollte, so bleibe ich nun einer anderen Vergeltung wegen. Den Auftrag, den mir mein Vater erteilt hat, werde ich ausführen. Ich werde ihn zu Ende bringen, um meiner selbst willen. Um der Demütigungen willen, die mir mein Vater bereitet hat, er soll nicht in Frieden ruhen, und um der

Kränkungen willen, die ich von dieser Stadt erfuhr, der Freitische und Mildtätigkeiten, die ich genötigt war, dankend anzunehmen. Damals. Und wenn ich auch dieses verzeihen und vergeben könnte, ich kann es nicht vergessen. Ich kann die Feigheit nicht vergessen, mit der diese Stadt fortwährend neues Unrecht geschehen läßt. Der Tod eines Mannes wie Horn sollte ausreichen, um diese Stadt wie ein biblisches Gomorrha auszutilgen.

Von den Zigeunern hörte ich durch meine Tochter.

Nach dem Mittagschlaf war ich in die Bibliothek gegangen. Seit ein paar Jahren sitze ich an jedem Nachmittag zwei Stunden in meiner Bibliothek und blättere in den angesammelten Büchern. Ich lese sie nicht mehr, dafür fehlt mir die Geduld. Ich bin es überdrüssig, erfundenen Figuren nachzugehen und den Gesprächen des Papiers zuzuhören, diesen angestregten, künstlichen Gebärden vorgeblichen Lebens.

Ich gehe in die Bibliothek, um allein zu sein. Um dem ziellosen Fluß meiner Gedanken zu folgen, um Zigaretten zu rauchen und den menschlichen Stimmen zu entgehen. Dem Redeschwall meiner bigotten Frau und dem gezierten Gefasel meiner Tochter, die eine ebenso große Heuchlerin zu werden verspricht; dem geduckten Stimmchen von Christine und den bittenden und unverschämten Forderungen der Patienten. Nur hier, in der Einsamkeit meiner Bibliothek, bleibe ich von diesen Belästigungen verschont und kann meinen planlos umherschweifenden Gedanken lauschen. Ich habe mir diese Bibliotheksstunden vor vier Jahren angewöhnt und werde sie bis zu meinem Lebensende beibehalten. Und falls ich, wie ich es für mich bestimmt habe, an einem freundlichen und unauffälligen Herzversagen sterben werde, oder mich doch mein Überdruß zuvor schwachsinnig macht, ich wünschte, daß diese Veränderungen in meiner Bibliothek erfolgten, in den Stunden nach dem Mittagschlaf, bevor Christine zum Tee

ruft und ich mich meiner Frau und der Tochter ausliefern muß. Ich wünschte, was immer mir zustoßen wird, es träfe mich in der Abgeschlossenheit dieses Zimmers an.

Damals ging ich schweigend an den Teetisch. Wir sahen Christine zu, die uns Tee eingoß und Kuchen anbot. Erst als sie sich setzte, erzählte meine Frau, daß die Zigeuner angekommen seien. Johanna, meine Tochter, war bei der Bleicherwiese gewesen und plapperte darüber, was sie mit ihren Schulfreundinnen dort gesehen hatte.

Die Ankunft der Zigeuner war ein jährlich wiederkehrendes Schauspiel. Und so sehr der Anblick der dunkelhäutigen Sippe mit ihren bunten Lumpen und ihrem grauen Kraushaar oder den schwarzen Strähnen die Stadt in ihrer mürben Rechtschaffenheit und dem unveränderbaren, wohlbehüteten Ablauf der Zeit verstörte, sie erlag doch immer erneut der Faszination und der Verärgerung, die dieses weitgereiste Elend ihr an unbegreiflicher Ferne, Fremdheit und unverständlichen, gutturalen Schreien darbot.

Ich war überzeugt, daß zu dieser Stunde in der ganzen Stadt über die Zigeuner gesprochen wurde. Worüber sonst hätte man sich in dieser Stadt zu unterhalten. Denn Horn lebte Ende Mai noch.

»Es sah aus, als hätte er sich verlaufen«, sagte meine Tochter über den Bürgermeister, »vielleicht hatte er aber auch nur Angst vor den Frauen.«

Sie nahm sich noch ein Stück Kuchen und leckte sich, nachdem sie es gegessen hatte, aufreizend langsam und gründlich ihre Finger ab.

»Unsinn«, unterbrach ich das endlich eingetretene Schweigen, »er kennt keine Angst. Ich habe ihn gründlich untersucht. Er ist nicht einmal zu diesem Gefühl fähig.«

Meine Tochter kicherte gespreizt. Ich fühlte mich elend und verächtlich bei dem Gedanken, so viele Stunden und Tage mit ihr und meiner Frau vertan zu haben und auch in Zukunft unnütz und einfältig zu vergeuden.

## Thomas

Ich war mit Paul nach der Schule zur Bleicherwiese gegangen. Wir wollten uns die Zigeuner ansehen. Paul hatte von ihnen erzählt. Er hatte sie bereits am Morgen entdeckt, als er zur Schule ging.

Auf der Bleicherwiese waren schon einige Kinder, vielleicht zwanzig. Sie standen stumm da und starrten zum Lager der Zigeuner hinüber, zu ihren Wagen und den vielen Pferden. Es war ein heißer Tag, und die Zigeunerfrauen saßen vor den Wohnwagen und wuschen ihre Kleider, große, rechteckige Tücher, die wie verblichene Fahnen auf dem Gras zum Trocknen auslagen. Die Männer ließen sich selten sehen. Manchmal kam einer an die Tür und rief laut und grob einen Namen. Dann ging eine der Frauen hinein, kehrte aber bald wieder zurück.

Den Chef sahen wir erst, als der Bürgermeister erschien, um die Zigeuner von der Bleicherwiese zu jagen. Der Chef war ein sehr dicker Mann. Er war so dick, daß er sich die Schnürsenkel seiner Schuhe nicht selbst binden konnte. Er kam selten aus seinem Wagen heraus. In den vergangenen Jahren war er nie in die Stadt gegangen. Eingekauft haben immer nur die Frauen. Manchmal saß er am Abend zwischen den Wohnwagen und rauchte. Wir konnten dann seinen dicken, nackten Bauch bewundern, der über die rote Schärpe seiner Hose quoll. Und in jedem Jahr, bei jedem seiner Aufenthalte in unserer Stadt, besuchte er Herrn Gohl, den alten Maler von der Burg. Warum er ausgerechnet zu Gohl ging, wußte keiner. Vater sagte nur, da hätten sich die Richtigen gefunden.

Paul sagte, wir sollten die Zigeuner fragen, ob wir nicht für sie arbeiten könnten. Im vergangenen Jahr hatte Paul für den dicken Chef gearbeitet. Er hatte kleine Besorgungen für ihn erledigt. Dafür durfte er mit den Zigeunern zusammen essen und erhielt zum Abschied vier große fremd-

ländische Münzen geschenkt. Türkische Münzen, sagte Paul. Er meinte, die Zigeuner hätten sie gestohlen, denn sie seien sehr wertvoll. Er zeige sie nur mir, und ich dürfe mit keinem darüber reden. Ich mußte schwören.

Paul und ich standen also vor dem Lager der Zigeuner und warteten, daß der riesige Wanst des Chefs in der Tür erscheinen und wir Gelegenheit haben würden, das Oberhaupt der Sippe um Arbeit zu bitten. Doch nur die Frauen waren zu sehen. Die jungen Frauen, die wild durcheinander schrien und sich bewegten, als würden sie immerzu tanzen, und die mürrisch schweigenden Großmütter, aus deren faltigen braunen Gesichtern Hexenblicke zu uns schossen.

Um drei Uhr erschien der Bürgermeister mit Herrn Bachofen und einer jungen Frau, die draußen in der Siedlung wohnte. Sie gingen zu den Zigeunerinnen und sprachen mit ihnen, aber wir standen zu weit entfernt, um sie zu verstehen. Dann ging eine junge Zigeunerin in einen der Wohnwagen, und der Bürgermeister wandte sich zu uns und sagte, wir sollten verschwinden. Da keins der Kinder sich vom Fleck rührte, rief er nochmals und drohte mit der Faust, kam jedoch nicht zu uns herüber. Ein paar größere Jungen lachten, und so blieb ich gleichfalls stehen. Ich tat, als kümmere ich mich nicht darum, was der Bürgermeister sagte, und hoffte, daß er mich nicht erkannte.

Die junge Zigeunerin trat in die Tür des Wohnwagens und schüttelte den Kopf. Der Bürgermeister ging zu ihr, gab ihr ein Papier und redete auf sie ein, obgleich er wissen mußte, daß die Frau ihn nicht verstand. Keins der Zigeunerweiber beherrschte unsere Sprache, nur der Chef sprach sie ein wenig und konnte uns verstehen. Und die alte Zigeunerin, die Hexe mit dem Schnurrbart. Die Zigeunerin rief fremde Worte, und auch die anderen Zigeunerinnen kreischten auf den Bürgermeister ein. Es war ein toller Spektakel auf der Wiese. Der Bürgermeister brüllte, die

Frauen schrien schrill, und die Zigeunerhunde kläfften. Herr Bachofen, der den Bürgermeister begleitete, schwieg und zupfte an seinem Jackett. Dann sah er finster zu uns und wedelte mit der Hand, um uns zu verscheuchen.

Irgendwann erschien der Chef in der Tür. Er trug eine rote Weste über dem nackten Oberkörper und sah lange in den Himmel. Dann spuckte er aus, stieg bedächtig die kleine Treppe herunter, schritt um den Wohnwagen, spuckte nochmals aus und ging wieder hinein. Er tat dies alles, ohne den Bürgermeister eines einzigen Blickes zu würdigen.

»Vielleicht ersticht er ihn«, flüsterte Paul mir ins Ohr, während der dicke Zigeuner um seinen Wohnwagen schritt.

»Wer?« fragte ich.

»Der Zigeuner«, sagte Paul, »die sind mächtig fix mit dem Messer. Mein Vater hat es gesehen.«

»Dann kommt er ins Gefängnis«, erwiderte ich.

»Ach was«, Paul schnaubte verächtlich, »Zigeuner gehen nicht ins Gefängnis. Die sind schnell, die kriegt keiner.«

Ich wurde völlig steif bei dem Gedanken, gleich zu erleben, wie unser Bürgermeister von dem massigen alten Zigeuner aufgeschlitzt würde. Doch der war bereits wieder in seinen Wohnwagen gegangen.

Der Bürgermeister und seine Begleitung kehrten um. Sie mußten sich einen Weg durch die aufgeregten, schreienden Zigeunerinnen bahnen. Als er an uns vorbeikam, sah ich, daß Schweiß auf seiner roten Stirn stand. Die älteren Kinder erzählten, er habe verlangt, daß die Zigeuner ihr Lager vor der Stadt aufschlagen, auf den Flutwiesen. Ich habe es nicht gehört. Ich habe nichts von dem gehört, was er den Zigeunern sagte.

Eine Stunde später standen nur noch Paul und ich vor dem Lager. Die anderen Kinder waren verschwunden, da

nichts passierte. Wir waren einige Schritte näher gegangen, hielten aber Abstand zu den Zigeunern, der beiden spitzschnauzigen Hunde wegen, die nun in der Sonne lagen und uns mit ihren aufmerksamen Augen unablässig betrachteten. Wir hofften, daß der Chef nochmals herauskommt und wir ihn bitten können, für ihn zu arbeiten.

Paul hatte ihm im Vorjahr jeden Morgen vor Schulbeginn die Schuhe zugebunden und dafür täglich ein Brot mit einer dicken Scheibe Speck erhalten. Das Speckbrot hatte er in der Pause auf dem Schulhof verkauft, jeder wollte einmal von dem Zigeunerspeck essen. Paul erzählte, der Speck sei von gemästeten Katzen. Die Zigeuner äßen Katzen, um ihre Knochen geschmeidig zu halten. Ich ekelte mich, aber ich kaufte damals auch ein Speckbrot und kaute es auf dem Schulhof würgend hinunter. Mir war danach zwei Tage lang schlecht, weil ich immer daran denken mußte, Katzenspeck gegessen zu haben.

Wir warteten schweigend und beobachteten die Zigeunerinnen. Dann kam Herr Gohl und stellte sich neben uns. Er strich mir über den Kopf und nickte mir zu.

Ich kannte Herrn Gohl vom Museum auf der Burg. Ich war nachmittags oft dort. Herr Horn hatte es mir erlaubt, ich half ihm, die neuen Ausstellungsräume einzurichten. Herr Gohl arbeitete auch dort. Er war Maler und sprach den ganzen Tag nichts. Er war nicht stumm, manchmal sagte er zwei, drei merkwürdige Worte, doch meistens schwieg er. Er wohnte mit seiner Tochter zusammen, die er versorgen mußte. Sie war schwachsinnig. Eigentlich sagten wir, sie ist blöd, aber Vater hatte mir das verboten. Sie sei sehr schwer krank, hatte er gesagt, und ich solle mir keine Gossenausdrücke angewöhnen. Ich hatte Herrn Gohl manchmal geholfen, wenn er in der Burg seine Gemälde auf die weißen Wände übertrug.

Er stand neben uns und sah zu den Zigeunern. Seinen Hut hatte er abgenommen und hielt ihn mit angewinkel-

tem Arm vor der Brust. Eine der Zigeunerinnen sah ihn. Sie stieß einen hellen Schrei aus. Der Chef erschien in der Tür, erblickte Herrn Gohl und breitete großspurig die Arme aus.

»Kamerad«, brüllte er.

Ich sah, wie Herrn Gohls Augen zu leuchten begannen. Der alte Zigeuner winkte ihn mit einer kurzen, befehlsge-  
wohnten Geste zu sich und schritt dann selbst die wenigen  
Stufen des Wohnwagens herab. Als sie sich gegenüberstan-  
den, ergriff der Zigeuner mit beiden Händen die Schultern  
von Herrn Gohl, schüttelte ihn und rief nochmals mit glei-  
cher Herzlichkeit und ebenso dröhnend: »Kamerad.«

Er zog ihn an seine Brust und umarmte ihn. Herr Gohl hielt noch immer den Hut mit angewinkeltem Arm vor sich. Als ihn der massige Zigeuner aus seinen Armen ent-  
ließ, klopfte er verlegen lächelnd den Filz zurecht. Eine der  
Zigeunerinnen brachte eine Flasche und Gläser, und der  
Chef und Herr Gohl tranken stehend einen Schluck des  
gelblichen Getränks. Dann reichte Herr Gohl dem Zigeu-  
ner die Hand. Sie verabschiedeten sich.

Als er an uns vorbeiging, setzte Herr Gohl den braunen,  
ausgebeulten Filzhut auf. Er wirkte abwesend, verträumt.  
Der kleine, eingefallene Mund war wie erhellt vom Schim-  
mer eines unerhörten Glücks. Der Zigeuner stand auf  
der Treppe seines Wohnwagens und sah ihm nach. Dann  
ging er hinein. Wir würden ihn nicht mehr sprechen kön-  
nen. Es hatte keinen Sinn, länger auf ihn zu warten. Paul  
schlug vor, dem alten Maler heimlich nach Hause zu fol-  
gen. Ich war damit nicht einverstanden. Ich wollte es  
nicht, weil ich den Maler gut kannte. Aber da ich nicht  
wußte, was wir anfangen sollten, liefen wir ihm schließlich  
hinterher.

Erst zwei Tage später gelang es Paul und mir, den Chef  
der Zigeuner zu sprechen. Und wir mußten unseren  
Wunsch zweimal wiederholen, bevor er uns verstand. Seine

behaarte Hand strich sanft über den gewaltigen Bauch, als er uns mit zusammengekniffenen Augen ansah und sagte: »Geht zu Frauen. Frauen geben Arbeit jungen Herrn.«

Und mit veränderter, grober Stimme rief er den Frauen etwas in seiner Sprache zu, worauf diese in kreischendes Gelächter ausbrachen und die Oberkörper hin und zurück wiegten. Wir gingen zu ihnen. Mein Gesicht war glutheiß, und ich wäre davongelaufen, hätte ich nicht gefürchtet, die Frauen würden dann noch gellender lachen. Wortlos fragte ich Paul mit einem Blick, was wir tun sollten, doch er starrte nur mit gerötetem Kopf auf die Erde, als sei er festgewachsen und versteinert.

Eins der alten Weiber streichelte mich und kniff mir in die Wange. Ihre Hand war braun und knochig und tat mir weh. Als ich den Kopf hob, sah ich ihre schlechten Zähne, schwarze Zahnstümpfe, und den dichten Bart auf der Oberlippe und am Kinn. Die Alte zeigte uns, was zu tun war. Ich mußte die Ziegen umpflocken, wenn die das Gras abgefressen hatten. Dazu hatte ich ein langes Eisen, an das der Strick der Ziege gebunden war, aus der Erde zu ziehen und mit einem Ziegelstein wieder einzuschlagen. Und während die Ziegen das Gras fraßen, hatte ich aufzupassen, daß sie nicht an die Wäsche gingen und an die großen schwarzen Töpfe der Zigeuner, die in der Sonne standen. Paul saß bei den Zigeunerinnen. Er mußte Eimer und Wasserkannen tragen, wenn es die Frauen verlangten, und nach den Pferden sehen. Aber meistens saß er nur zwischen den Zigeunerinnen und sah ihnen zu.

Beim Sechs-Uhr-Läuten verabschiedeten wir uns. Wir sagten, daß wir morgen wiederkämen, gleich nach der Schule. Die Zigeunerinnen nickten und lachten. Ich wußte nicht, ob sie uns verstanden.

»Wollen wir wirklich wieder hingehen?« fragte ich Paul. Er nickte.

»Wir haben nichts bekommen«, wandte ich ein.